

Beethoven auf Bongos

Der grandiose Pianist und Entertainer Chilly Gonzales begeistert das Publikum im BASF-Feierabendhaus in Ludwigshafen

VON ALEXANDER GRAF

Niemand schließt die Lücke zwischen E- und U-Musik, zwischen ernster Musik und Unterhaltung, so mühelos und spielerisch wie der kanadische Pianist und Alleskönner Chilly Gonzales. Bei seinem Konzert im BASF-Feierabendhaus in Ludwigshafen riss er das Publikum mit seiner Kunst zu hemmungslosen Begeisterungstürmen hin.

Es wurde ja schon so viel über Jason Charles Beck alias Chilly Gonzales geschrieben, dass es beinahe keiner Einführung mehr bedarf. Gonzales ist schließlich seit langem der Liebling von Kritik und Zuhörerschaft und versöhnt dabei Feuilleton und Popjournalismus, Indie-Kids und Klassik-Enthusiasten. Seine perfekte Mischung aus natürlicher Exzentrik und einem untrüglichen Gespür für die Macht der Selbstinszenierung haben ihn zu einer dieser ungreifbaren Kunstfiguren werden lassen, die in der Musikwelt schon immer eine besondere Faszination ausgeübt haben.

Klar, dass auch diesmal der grünseidene Morgenmantel und die Pantoffel als Bühnenausstattung nicht fehlen dürfen. Doch was bei anderen Musikern wie ein angestrengter Versuch wirken könnte, irgendwie aus der Reihe zu tanzen, nimmt man bei Gonzales längst nicht mehr wahr. Zu überzeugend, zu mitreißend ist das, was der Wahl-Kölnler in den folgenden 90 Minuten darbietet.

Der studierte Jazzpianist Gonzales ist ein Virtuose auf seinem Instrument, einer der dem Flügel und auch sich selber alles abverlangt. Eine beinahe martialische Körperlichkeit wohnt seinem Spiel inne, wenn er wie ein Derwisch auf seinem Hocker auf und ab springend den Steinway



Dur für die Fröhlichen, Moll für die Unterprivilegierten: Chilly Gonzales hat auch überraschende Erkenntnisse zu bieten.

FOTO: ALEXANDRE ISARD

bearbeitet und alles aus dem Klangkörper herauszuholen versucht. Dann wiederum scheint er die Tasten nur zu streicheln, in gespannter Andacht über die Klaviatur gebeugt und den Tönen nachhorchend. Hier ist auch kein selbstverliebter Techniker am Werk, ein „Onanist“, wie er es selbst bezeichnen würde, sondern ein wahrer Künstler, ein Experimentator, einer, der seine vollkommene Beherrschung des Instruments dazu benutzt, um Neues zu schaffen, Genre Grenzen zu überschreiten, der den Mut hat, radikal zu sein.

Wer dazu ein Beispiel braucht, dem

sei sein Album „The Unspeakable Chilly Gonzales“ ans Herz gelegt, eine furiose Symbiose aus klassischen Orchesterarrangements und Rapsongs, die vollkommen ohne Beat auskommt und dennoch den Kopf unbarmherzig zum rhythmischen Nicken zwingt. Es sind dann auch die Stücke aus diesem Album, die beim Konzert im Feierabendhaus eine besonders euphorisierende Dynamik entfalten. Kongenial wird Gonzales dabei von den Streichern des Kaiser Quartetts begleitet. Auf das neue Material, das sich aus dieser Zusammenarbeit in klassischer Kammermusik-

besetzung noch entwickeln wird und von dem das Publikum an diesem Abend bereits eine Kostprobe erhielt, darf man höchst gespannt sein.

Gonzales ist aber nicht nur Musiker sondern versteht sich immer auch als Entertainer. Seine humorvoll-geistreichen Bemerkungen zwischen den Stücken tragen ebenso zu diesem einzigartigen Konzerterlebnis bei wie die musikalische Performance. Da wird dann Ludwigshafen einfach mal zur Geburtsstadt des von ihm verehrten Ludwig van Beethoven erklärt und als Ode an den großen Komponisten dessen fünfte Sinfonie auf Bongos

getrommelt. Ebenso amüsant und gleichzeitig erhellend sein Monolog zu einer politischen Theorie des tonalen Systems: Dur als erzwungene Fröhlichkeit und Tonalität der herrschenden Klasse, während Moll zum Klang der Unterdrückten und Unterprivilegierten wird. Eine in Moll vorgetragene Fassung von „Happy Birthday“ macht die Sache anschaulich. So verfliegt ein grandioser Abend voller musikalischer Höhepunkte, an dessen viel zu frühem Ende nach bereits einer Zugabe auch die Ovationen des begeistertsten Publikums nichts mehr ändern können.

KULTURNOTIZEN

„Zauberflöte“ als festlicher Opernabend

Mozarts „Die Zauberflöte“ kommt als festlicher Opernabend am Sonntag, 9. Februar, 19 Uhr, ins Mannheimer Opernhaus. Als prominente Gäste mit dabei im Nationaltheater sind Adrian Eröd (Papageno), Genia Kühmeier (Pamina) und Olga Pudova (Königin). Die musikalischen Leitung hat Generalmusikdirektor Dan Ettinger. Der junge österreichische Bariton Adrian Eröd begeistert seit Jahren gleichermaßen an seinem Stammhaus, der Wiener Staatsoper, und international mit seiner Vielseitigkeit. Erfolg hatte er unter anderem als Beckmesser in den „Meistersingern von Nürnberg“ in Bayreuth. Genia Kühmeiers Sieg beim Mozartwettbewerb 2002 in Salzburg legte den Grundstein für die internationale Karriere der jungen Sopranistin. Sie gilt als hinreißende Pamina, die Schauspiel und Stimmposse auf höchstem Niveau bietet. Olga Pudova schließlich ist ein aufgehender Stern in der Opernszene, Preisträgerin zahlreicher Wettbewerbe. (rhp)

Eckard von Hirschhausen in der Friedrich-Ebert-Halle

Mit seinem Programm „Wunderheiler“ gastiert Eckard von Hirschhausen am Mittwoch, 5. November, 20 Uhr, in der Friedrich-Ebert-Halle in Ludwigshafen. Mit diesem Programm geht der Arzt und Entertainer zurück an seine Wurzeln: Medizin und Magie. Bevor Hirschhausen mit medizinischem Kabarett bekannt wurde, stand er bereits als Zaubermeister auf der Bühne. Zeit, diese Fähigkeiten miteinander zu verbinden und zu klären, wie sich das Unklärliche erklärt. Warum wundern wir uns so wenig über das Wunder des Lebens, glauben aber abgöttisch an Sternbilder, Kügelchen und Halbgötter? Hirschhausen geht diesen Fragen in seiner Show nach. (rhp)

Trotzdem glücklich

Der aus Palästina stammende Philosoph und Erziehungswissenschaftler Elias Jammal stellt seinen Debütroman „Aufwachen in der Welt“ in Mannheim vor

VON HEIKE MARX

Der Autor, der diesmal in der Reihe „Europa/Morgen/Land“ ins Mannheimer Café RIZ eingeladen war, brauchte nicht von weither anzureisen. Elias Jammal lebt derzeit in Mannheim und ist als Ehemaliger der Universität Heidelberg der Region eng verbunden. Nach einer wissenschaftlichen Karriere schrieb er mit knapp 60 Jahren seinen ersten Roman „Aufwachen in der Welt“.

Die „romanhafte Autobiografie“, wie er ihn nennt, unterscheidet sich von den persönlichen Migrationsgeschichten, mit denen junge Autoren den Buchmarkt überschwemmen. Sie breitet sich weder nostalgisch romantisierend aus, noch pflegt sie ech-



Mit 60 Jahren der erste Roman: Elias Jammal in Mannheim. FOTO: KUNZ

te oder behauptete Traumata, die das Publikum offenbar erwartet. Elias Jammal reflektiert seine Kindheit und Jugend als ein Denker und Philosoph. In die rund 150 Seiten starke Erzählung in kurzen Kapiteln sind Passagen eingeschoben, die durch Kursivschrift hervorgehoben sind. In ihnen spricht sich eine lyrische Ader des Autors aus. Um den Kursivdruck habe er kämpfen müssen, sagte er. Der Verlag habe ihn nicht gemocht, aber ihm persönlich sei er äußerst wichtig.

Im Vorwort schickt er voran, warum er den Roman geschrieben hat. In der Literatur gebe es viele Schicksale von Juden, aber kaum von Palästinensern. Es sei seine eigene Geschichte. Um Abstand zu gewinnen, nennt er sich aber Nono.

Elias Jammal wurde 1954 in Beirut

geboren. Dorthin war seine Familie aus Haifa geflohen. Die Mutter klagte zeitweilig über den Verlust der Heimat. Als palästinensischer Flüchtling christlichen Glaubens wächst Nono im multikulturellen, multireligiösen Beirut in einem ärmlichen Umfeld auf. „Als Minderheit in der Minderheit in der Minderheit, doch in privilegierter Position“, urteilt Jammal aus heutiger Perspektive. Die Gefährten aus der Kindheit seien alle tot.

Nono ist ein schlechter Schüler. Er schafft keinen Schulabschluss. Als er 18 ist, bekommt er durch einen deutschen Lehrer mit dem Namen Engel ein Stipendium für eine Ausbildung zum Klima- und Kältetechniker in Deutschland. Nono kommt schnell zurecht. Er, und hier ist dessen Biografie mit der von Elias Jammal iden-

tisch, studiert Philosophie, Kunstgeschichte und Physik in Heidelberg, promoviert in vergleichender Erziehungswissenschaft. „Ich habe keine Sekunde daran gedacht zurückzugehen“, sagte er. „Ich wollte studieren.“ Seit 14 Jahren ist er Professor für interkulturelle Studien an der Hochschule Heilbronn.

Ein weißhaariger Intellektueller, hochgewachsen und mit europäischen Gesichtszügen, muttersprachliches Deutsch. „Sie wirken wie ein Deutscher. Wo ordnen Sie sich ein?“, wird er aus dem Publikum gefragt. „Wir sind alle Sinfonien, einfach ist nicht immer einfach“, antwortete Jammal philosophisch. Das Christentum habe in seiner Biografie keine Rolle gespielt, seine Familie sei nicht religiös geprägt. Verschmitzt fügte er

an: „Ich bin ein traumatisierter Psychopath, der trotzdem glücklich ist.“

Ein zweites Buch, das Essays und Szenen enthält, soll in diesem Jahr erscheinen. Nach den Kostproben zu urteilen, passt es weder inhaltlich, noch formal in gewohnte Schubladen. Der Lyriker in Jammal entwirft Bilder über „die Liebe und ich“. Der Satiriker will bei einer an sich „tollen Party“ mit zeitgeistigen Nettigkeiten „bloß nicht bei sich sein“. Der Philosoph erinnert sich an seinen eigenen Tod und sieht in einer künftigen Welt „das vollkommene Skript der allumfassenden Inszenierung“, in der die Menschen zu „Mundbühnen“ mutiert sind, bis „das Untier“ in ihnen sie im Selbstmord auslöscht. „Ich bin manchmal selbst erschrocken, was kommt“, sagte Elias Jammal.

Perfekt und elegant

Das amerikanische Dover Quartet in Ludwigshafen

VON GABOR HALASZ

Die hohe Zahl erstklassiger junger Streichquartette fällt auf im aktuellen Konzertbetrieb. Eine weitere Elitetruppe aus Mittwanzigern hat sich jetzt mit dem Dover Quartet bei den BASF-Matinee im Ludwigshafener Gesellschaftshaus vorgestellt. Gespielt wurden Stücke von Beethoven, Barber und Schubert.

Das Dover Quartet hat im vergangenen Jahr den renommierten Streichquartett-Wettbewerb im kanadischen Banff gewonnen. Etliche der Banff-Preisträger früherer Jahre gehören heute zur internationalen Kammermusik-Prominenz, darunter das in Neustadt ansässige Mandelring Quartett. Neben dem Großen Preis erzielte sich das Dover Quartet auch die Preise für die jeweils beste Auführung eines Quartetts von Haydn, Beethoven und eines zeitgenössischen Stücks. Zum Preis gehört eine Konzertreise durch Europa.

Gegründet wurde das Dover Quartet 2008 von vier Studenten am Curtis Institute of Music in Philadelphia. Dem Institut huldigt auch der Name des Ensembles nach dem Titel von „Dover Beach“, einer Komposition Samuel Barbers, eines der berühmtesten Curtis-Schüler.

Seinem Ruf als junges Spitzenensemble wurde das Dover Quartet im Gesellschaftshaus glanzvoll gerecht. Die Violinisten Joel Link und Bryan Lee, Bratschistin Milena Pajaro-van de Stadt und Cellist Camden Shaw sind überragende Instrumentalisten, die keinerlei technische Schwierigkeiten zu kennen scheinen. Neben

der individuellen Technik imponierte besonders das perfekte Zusammenspiel, bei dem alles wie am Schnürchen klappte.

Jugendlicher Elan und feuriger Zugriff sind Selbstverständlichkeiten bei einem Ensemble dieser Alterskategorie. In den Exsätzen von Beethovens op. 18, Nr. 3 und Schuberts a-Moll-Quartett („Rosamunde“) nahmen der energische Duktus und die konzise Klangrede den Zuhörer unmittelbar gefangen. Hervorzuheben ist dabei, dass im Finale des Beethoven-Quartetts das Tempo bei aller Brillanz nicht überzogen wurde. Es wirkte zügig, entfesselt, dabei stets kontrolliert.

Temperament und Schwung sind beim Dover Quartet mit Eleganz gepaart: So ließen immer wieder fein durchgeformte Details aufmerken, etwa der delikate Moll-Einsatz des Hauptthemas in Beethovens erstem Satz oder der verhaltene Piano-Beginn des Schubert-Quartetts. Der ausladende, schwelgerische Gestus wurde da für den Übergang zur Dur-Tonart ausgespart. Im Gedächtnis haften blieben außerdem die schmerzliche Melancholie in Schuberts drittem Satz und die Anmut des Finales.

Dass andererseits das Ensemble zu leidenschaftlichen Akzenten, emphatischem Nachdruck und spätromantischem Gefühlsüberschwang fähig ist, erwiesen die Intensität und emotional geladene Spannung seines Vortrags von Barbers h-Moll-Quartett. Zu einem letzten Höhepunkt geriet die Zugabe: der zweite Satz aus Mendelssohns op. 44/2 in e-Moll: ein an Leichtigkeit und Eleganz schwer zu übertreffender Virtuosenstreich.

Stress fürs Steinzeitgehirn

Wissenschaftskabarettist Vince Ebert bringt dem Publikum im Capitol die Evolutionstheorie nahe

VON STEFAN OTTO

Neben Angela Merkel und Oskar Lafontaine ist Vince Ebert nach eigener Aussage der dritte deutsche Physiker, der sein Geld im Bereich Comedy und Kabarett verdient. Mit seinem neuen Programm „Evolution“ war der Wissenschaftskabarettist aus dem Odenwald zu Gast im Mannheimer Capitol.

Vince Ebert trägt einen schlichten schwarzen Anzug und braucht auch sonst nur wenige Requisiten und keine große Show, um sein Publikum zu unterhalten. Lediglich ein paar Licht- und Soundeffekte kommen im Laufe des Abends zum Einsatz, dazu ein fernsehgroßer Touchscreen, mit dessen Hilfe Ebert seinen Vortrag und seine Gags bebildert.

Auch bei Ebert beginnt die Evolution in nachtschwarzer Dunkelheit. Es folgt die Entstehung von Materie, Raum und Zeit mit dem Urknall, der so werden wir aufgeklärt, gar kein Knall war, weil der Schall Materie benötigt, um sich auszubreiten. Dann das Aufkommen des Lichts und des Lebens. Scheinwerfer an! Das erste Leben, unser erster Vorfahre, war eine ölige, schleimige Substanz, quasi die Vorform eines Versicherungsvertreters, erklärt Ebert.

Das Leben ist so faszinierend wie vielfältig, und der Mensch alles andere als die Krone der Schöpfung, so lassen sich Vince Eberts Aussagen auf einen Nenner bringen. Der 45-Jährige übermittelt seine Botschaft mit einleuchtenden, gerne etwas überzeichneten und kantig-schrägen Vergleichen aus dem vertrauten Alltagsle-



Immerhin lernfähig ist der Mensch: Vince Ebert in Mannheim. FOTO: KUNZ

ben, aus der Beziehung der Geschlechter oder der aktuellen Bundespolitik. Er versieht sie außerdem mit Seitenhieben eines nüchtern denkenden Naturwissenschaftlers gegen verborte Kreationisten, die Kirche und die Astrologie.

Rund fünf Millionen Jahre sind vergangen, seit die Entwicklungslinien von Mensch und Affe auseinandergegangen. Wenn man eine Menschenkette bildete, macht Ebert sehr anschaulich, in der unsere Vorfahren, Generation für Generation, sich an

den Händen hielten, und damit in München begänne, wäre man schon in Mannheim bei dem letzten gemeinsamen Ahnen angekommen. Ebert bittet sein Publikum, sich die anderen Zuschauer im Capitol anzusehen, und erklärt: „In diesem Moment sehen Sie mehr Menschen, als vor 10.000 Jahren unsere Vorfahren während ihres gesamten Lebens!“ Das stresse unser Steinzeitgehirn natürlich ebenso wie die unzähligen Entscheidungen, die wir täglich zu treffen hätten: Zucker oder Süßstoff, CDU oder SPD, Scheidung oder Durchhalten, jeden Tag. „Da muss man ja wahnsinnig werden!“

Eberts Evolutionstheorie umfasst die kosmische, die biologische und die kulturelle Evolution. Wir Menschen seien im Laufe der Zeit immer friedlicher und freundlicher geworden und heute in der Lage, uns von evolutionären Rollenbildern weitgehend freizumachen. Auch wenn wir immer noch Rudeltiere seien und viel Energie darauf verwendeten, uns von anderen Rudeln abzugrenzen.

Immerhin ist der Mensch lernfähig, beruhigt uns Ebert, auch wenn das menschliche Hirn nicht zur Wahrheitsfindung gedacht sei, vielmehr zum Überleben, und wir nach 3000 Jahren der Logik und Philosophie immer noch nicht besonders rational handelten. Lernfähiger zumindest als Krokodile sind wir, deren kleine Gehirne bereits bei der Geburt ausgewachsen seien, lernfähiger auch als Singvögel, die schon die typischen Klingeltöne von Mobiltelefonen imitierten, und von Amseln, die sich bereits in Weidezäune werfen, um auch noch zu vibrieren wie Handys.